

László Bernáth

SIEBZEHN WAR DIE RETTUNG  
Ein Zeitmosaik

[www.schenkbuchverlag.de](http://www.schenkbuchverlag.de)  
[www.schenkverlag.com](http://www.schenkverlag.com)  
[www.schenkverlag.eu](http://www.schenkverlag.eu)

László Bernáth

SIEBZEHN WAR  
DIE RETTUNG  
Ein Zeitmosaik

Deutsch von  
Karlheinz Schweitzer



SCHENK VERLAG ❖ Passau

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Veröffentlicht  
mit Unterstützung des Kulturprogramms  
„Ungarischer Akzent“



ISBN 978-3-939337-29-4

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2007

Titel der ungarischen Originalausgabe: Időmozaik.  
Coldwell Könyvek, Budapest 2006  
Deutsche Übersetzung: Karlheinz Schweitzer  
Umschlaggestaltung: István Fillenz  
Satz: László Kőrösi

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

Für Lia und Bea



Der Schlüssel steckte vorne über der Sechs in der Wanduhr. Kein Pendel, keine Gewichte. Der große Zeiger war am Schlüssel hängen geblieben, und deshalb zeigte die Uhr halb zwei. Aufgezogen war sie schnell, aber die genaue Uhrzeit wussten die Jungen nicht. In einem unbeobachteten Moment hatten sie die Uhr abgehängt. Von dem Drahtzaun, an den sie, wohl wegen des Umzugs, gehängt worden war. Amerikanische Soldaten schleppten Möbel aus dem Haus auf den Hof. Von der Straßenseite gegenüber beobachteten sie, wie Schränke, Stühle und ein Tisch zuerst rausgestellt und dann wieder zurückgeschleppt wurden, scheinbar von einem Zimmer in ein anderes. Später stellte sich heraus, dass die Amerikaner in dem Haus des reichen alten Bauern eine Art Militärkommandantur eingerichtet hatten. Der Hausherr ließ sich gelegentlich, verschüchtert und sehr hilfsbereit, auf der Veranda sehen. Die Frauen blieben im Verborgenen. Einer der Soldaten war schwarz wie Ebenholz. Ihn betrachtete der Bauer, der sein Lebtag noch keinen schwarzen Menschen gesehen hatte, mit besonderer Zurückhaltung. Der korpulente Hofbesitzer bemühte sich, dass die Türen, die Säulen der Veranda und auch die Möbel heil blieben. Ständig versuchte er so zu stehen, dass er die Möbel fassen und die Ecken schützen konnte. Die Uhr hatte der Schwarze an den Zaun gehängt. Sicher war sie drinnen im Weg gewesen.

Die beiden warteten auf einen Augenblick, in dem weder die Soldaten noch der Bauer auf der Ve-

randa oder dem Hof sein würden. Mehrfach hatte sich schon die Gelegenheit geboten, aber sie hatten sich nicht an den Zaun getraut. Schließlich lief der größere Junge los, so schnell er in seinen holzbesohlenen Leinenschuhen und mit seinen kraftlosen Muskeln nur konnte, nahm die Uhr vom Zaun und eilte weiter, um am Nachbarhaus Deckung vor den Blicken der Soldaten und des Bauern zu suchen.

Der Junge trug die zu große kakifarbene Steppjacke, die er sich am Morgen besorgt hatte. Darunter nichts. Für seine knapp fünfzehn Jahre war er recht hochgewachsen, dennoch reichte ihm die Steppjacke bis zu den Knien, und jetzt, wo er sie am Bauch raffte und die Uhr darunter versteckte, ähnelte er von Weitem einer Karikatur. Mit seinen dünnen Beinen, seinem großen Wattemantel, seinem langen Hals und seinem geschorenen länglichen Schädel. Er war nicht ratzekahl geschoren. Kahl war nur ein Streifen zwischen den kurzen Haaren von der Stirn bis in den Nacken. Eine Art Scheitel von der Breite der Haarschneidemaschine, den die Deutschen Läusestraße nannten. Die Läusestraße sollte natürlich Flüchtlinge entlarven. Falls jemand aus dem Lager fliehen sollte.

Mit seinem Freund, der kleiner war als er und untersetzt, außerdem ein Jahr älter, also schon ganze sechzehn, irrte er zwischen den Flugzeugen umher und suchte den Weg zurück. Ursprünglich hatten sie auch nicht weiter gehen wollen. Dem schlaksigen Jungen war eingefallen, dass der Personenkraftwagen der Marke Adler seines Vaters am Armaturenbrett, unter den vielen Zeigern, auch eine solche gehabt hatte, die die Zeit anzeigte. Diese Uhr hatte er gern aufgezogen. Man musste den geriffelten Rand,



der aus dem Armaturenbrett herausragte, mehrmals bis zum Anschlag drehen.

Wenn schon ein gewöhnliches Auto über eine Uhr verfügt, dann die kleinen Maschinen erst recht, hatte er kombiniert. Der Flugplatz lag hinter dem Zaun in Richtung Dorf. In den letzten Tagen hatten sie keine einzige Maschine mehr aufsteigen sehen, aber sie standen noch dort, mit der Nase zu ihnen, zum Lager.

Seit er wieder aufstehen konnte, kam er oft hierher und betrachtete die seltsamen kleinen Maschinen durch den Zaun. Er meinte, sie könnten keine Militärflugzeuge sein und dienten wohl eher Unterrichtszwecken.

In dem Augenblick, als die Amerikaner eine türgroße Öffnung in den Drahtzaun vor den Maschinen schnitten, fiel ihm sofort die Uhr ein. Auch wenn sie nicht der Luftwaffe gehörten, mussten sie Uhren haben. Allerdings hatte er um sie herum immer nur Soldaten gesehen.

»Komm, wir besorgen uns eine Uhr!«, sagte er zu seinem Freund. Der stellte keine Fragen und folgte ihm einfach. Den Doppelzaun, der nie Strom geführt hatte, ließen sie hinter sich und hielten vor dem Holzwachturm an. Von dort spähten keine bewaffneten Wächter mehr herunter. Sie brauchten kein Wort darüber zu verlieren, sie wussten, dass sie beide das Gleiche dachten. Nach langen Monaten, nach fast einem Jahr, passierten sie zum ersten Mal den Drahtzaun ohne Eskorte bewaffneter Soldaten. Neben ihnen lief niemand.

In einer der Maschinen fanden sie dann eine Art Uhr. Jedenfalls trug das Zifferblatt die Zahlen von eins bis zwölf. Die Fassung war jedoch unbeweglich,

ließ sich weder aufziehen noch mit bloßen Händen hinten herausziehen. Werkzeug hatten sie ja nicht.

Schließlich schlug der Lange vor, sie sollten in das Dorf hinübergehen, das sie bisher nur von Weitem gesehen hatten. Von dort waren am Vormittag auch die amerikanischen Soldaten gekommen. Ja, zuerst waren die Panzer am Lager vorbeigefahren. Sie hatten fassungslos gewartet. Ob man sie wohl vergessen würde? Endlich bog doch ein kleines offenes Auto – ein Jeep, wie sie bald gelernt hatten – zum Drahtzaun ein, und zwei Soldaten stiegen aus. Einer von ihnen hatte eine Drahtschere. Schön akkurat schnitten sie eine rechteckige Öffnung zuerst in den äußeren, dann in den inneren Draht, gut zwei Meter hoch.

Auf dem Rückweg von den Maschinen fanden sie schnell diese Öffnung und brachten die Uhr triumphierend in die Baracke. Sie zeigten sie zuerst dem Onkel Doktor. Der fragte nur, wo sie die Uhr aufhängen würden.

Der große Junge musterte die Decke und entdeckte an einem Balken einen langen Nagel.

Den Kranken, in raue Decken gewickelt, ging es so schlecht, dass sie sich nicht von ihren Lagern aus strohgefüllten Papiersäcken erheben konnten. Ob sie etwas zu essen gefunden hatten, fragte sie einer.

»Eine Uhr haben sie mitgebracht«, fertigte ihn ein Leidensgenosse, dem es schon besser ging, kurz ab. Viele von ihnen lagen in ihren gestreiften Klammotten unter den Decken. Die Leinenschuhe mit den Holzsohlen behielten sie unter dem Kopf, unter dem Strohsack, damit sie in der Nacht nicht geklaut wurden. Manchen von ihnen hatten die Pfleger ihre schmutzige Kleidung weggenommen. Auch dem Jun-

gen hatte man die Kleider abgenommen, weil er seine Verdauung nicht unter Kontrolle gehabt hatte. Den Durchfall hatte er sich als Küchenhilfe zugezogen. Am Morgen hatte auch er daher nackt unter der Decke gelegen. Später hatte er die Wattejacke entdeckt, den in die Ecke geworfenen Nachlass eines wahrscheinlich am Vortag Verstorbenen, und hatte sie angezogen.

Nun stand er ratlos, die aufgezugene Uhr in der Hand, unter dem Balken mit dem Nagel. Er wollte die genaue Zeit einstellen, aber niemand hatte eine Uhr. Selbst der Onkel Doktor nicht. Seinen Rang und seine Profession zeigte nur der weiße Kittel an, den er über der gestreiften Kleidung trug.

Sie schauten nach dem Stand der Sonne und ratschlagten, wie spät es sein mochte. Bei diesem Stand der Sonne im Mai. Der Junge stellte schließlich die Zeiger genau auf fünf. Mit Mühe und Not hoben sie die Uhr hoch. Mit seinen Einmeterachtzig wog der Lange kaum mehr als fünfzig Kilo. Dann hing die viereckige Uhr mit dem weißen Zifferblatt und den römischen Zahlen. Er hantierte noch ein wenig an ihr herum. Versuchte die Unterkante der Uhr mit dem Balken in eine Linie zu bringen. Dann gab er es auf.

Stille trat plötzlich ein. Wer weiß, ob sie alle das Gleiche dachten. Dass dies ein wichtiger Augenblick war, spürten sie alle. Von nun an war es gut, wenn man wusste, was die Stunde geschlagen hatte. Dem großen Jungen ging durch den Kopf, dass sie jetzt wieder in die Zeit zurückgekehrt waren.



Er konnte kaum erwarten, dass das Brot ausgeteilt wurde. Er hatte das Gefühl, es müssten Stunden vergangen sein, seit er im Morgengrauen aufgewacht war. Es war noch dunkel, und als er sich auf seinem Lager umdrehte, berührte sein Gesicht eine Hand. Eine kalte Hand. Das konnte nur die Hand des Polen sein. Das wusste er. Sie lagen nebeneinander auf der obersten Pritsche. Auf Deutsch konnten sie ein paar Worte miteinander wechseln. Schon vor Tagen war dem Jungen aufgefallen, dass der Pole krank war. Gestern früh hatte der Mann ihn gebeten, seine Brotration entgegenzunehmen, weil er sich nicht auf den Knien ans Bettende kauern konnte. Nach kurzem Hin und Her bekam er das Brot des Polen und reichte es ihm sofort. Der Pole zerkleinerte es und steckte sich die Brösel einzeln in den Mund. Das war die übliche Technik, damit die Ration länger vorhielt.

Am Abend, als er vom Brennesselpflücken zurückkam und auf die Pritsche hochkletterte, lag sein Bettnachbar dort, als habe er sich seit dem Morgen nicht von der Stelle gerührt. Der Mann regte sich nicht. Er beugte sich dicht über das Gesicht des Polen und spürte seinen Atem. Der Junge dachte, er schliefe nur.

Als er im Morgengrauen die Hand berührte, die auf seinen Teil des Bettes herüberreichte, erschrak er zuerst. Er hatte in der Lazarettbaracke, die man Revier nannte, schon genug Tote gesehen. Von dort hatte er sich freiwillig zur Arbeit gemeldet. Diese Leiche jedoch – es war ihm jetzt sofort klar, dass er nicht mehr lebte – war irgendwie anders. Persönlicher.

Er versuchte die Hand zurückzubiegen, doch sie war schon steif und schlug förmlich wieder zu ihm zurück. Im Dunkeln betastete er das Gesicht des Toten, beugte sich über ihn, um seines Todes sicher zu sein. Der Pole atmete wirklich nicht mehr. Dass seine Hand steif war, bedeutete, dass er vielleicht schon in der Nacht gestorben war. Der Junge wartete jetzt nur auf die morgendliche Brotration. Er hatte beschlossen, die Ration des Toten wie gestern in Empfang zu nehmen und schnell aufzuessen. Dann würde er arbeiten gehen und wenn sie feststellten, dass sein Nachbar nicht mehr lebte, würden sie glauben, er hätte seine Ration am Morgen noch verzehrt.

Die Zeit verging nicht. Bei jedem Geräusch schreckte er auf. Das war nur ein kurzes Stöhnen oder ein Seufzer. Manchmal ächzten auch die Holzbetten, wenn sich jemand auf die andere Seite warf.

Wenn absolute Stille herrschte, beschäftigte sich der Junge mit den Erinnerungen an den vergangenen – glücklichen – Tag. Das Krankenrevier hatte er verlassen, weil er gehört hatte, dass man aus den Kindern seines Alters, von vierzehn bis sechzehn, Brigaden zum Brennesselpflücken aufstellte. Die großen runden Tragekörbe hatten seine Mithäftlinge in einem engen Winkel hockend geflochten. Ursprünglich waren sie für die Küche gedacht gewesen, aber sie entsprachen nicht den Vorstellungen des Auftraggebers, eines SS-Soldaten.

Je zwei junge Gefangene stellten sie im Morgenrauen neben die fünf Körbe. Zu zehnt machten sie sich mit einem bewaffneten Wächter zu den Bauernhöfen in der Umgebung des Lagers auf. Die großen Höfe lagen dicht beieinander, und die Stadt war nicht weit. Von hier sah man schon die Kirchtürme.

Wenn die Bauern ihre Traktoren durch die großen Tore fuhren, konnte man in die Höfe hineinsehen, wo gewöhnlich noch ein Traktor oder ein ihnen unbekanntes Gerät stand. Die Bauern in dieser Gegend Bayerns waren wohlhabend. Auf den Höfen erblickten sie offene Scheunen, in denen sich Strohballen türmten. In die Häuser konnte man selten schauen. Das verhinderte die hohe Steinmauer, und die Veranda, die Zimmertüren konnten sie von außen auch dann nicht erkennen, wenn sie ganz dicht an die offenen Tore kamen.

Der Wächter ging hinein und ließ sie allein. Er wusste, dass sie mit ihren gestreiften Kleidern und den Läusestraßen auf den Köpfen ohnehin nicht fliehen konnten. Er ging in fast jedes Haus. Ihre Aufgabe war es unterdessen, an den Grabenrändern und an den Mauern die Körbe mit Brennesseln zu füllen.

Anfangs waren sie ungeschickt zu Werk gegangen, die Brennesseln verbrannten ihre Hände, aber bald hatten sie heraus, dass nur die Blätter brennen. Wenn man das Gewächs unten am Stiel fasste und geschickt ausriss, hinterließ es keine Spuren auf dem Handrücken. Es gab viele Brennesseln. Die Körbe zu füllen, bereitete keine Schwierigkeiten. Sie drückten die Brennesseln sogar zusammen, damit mehr hineinpasste.

Wenn der Wächter auf einen Hof ging, hörten sie sofort auf zu pflücken, damit es nicht zu bald zurück ins Lager ging. Die Küche erwartete sie ohnehin erst am Nachmittag zurück. Das abendliche Hauptgericht bestand immer öfter aus Brennesseln. Ein tschechischer Koch – aus irgendeinem Grund arbeiteten nur Tschechen in der Küche – sagte wiederholt, das Gewächs sei ebenso nahrhaft wie Spinat

oder Sauerampfer. Den richtigen Spinat oder Sauerampfer hatten sie zu Hause in Ungarn natürlich mit etwas Fett, Einbrenne und Gewürzen gekocht, hier gaben sie außer Salz nichts zu den Brennesseln in die großen Kochkessel mit brodelndem Wasser. Nach der Meinung der Gefangenen schmeckten sie wie Sauerampfer. Außerdem erwähnte einer ihrer Gefährten, ein ehemaliger Biologielehrer, dass sie hier seit Monaten nichts Grünes bekommen hatten und dass die Brennesseln, auch gekocht, wichtige Nährstoffe enthielten. Sie schlürften also den grünen Brei, den man ihnen abends in großen Henkeleimern in die Baracken brachte.

Der Wächter, der die Brennesselsammler begleitete, ging auch wegen Lebensmitteln auf die Bauernhöfe. Die Wächter bekamen zwar keine Brennesseln zum Abendessen, für sie kochten in einer gesonderten Küche Wehrmachtsküche, aber im Frühjahr 1945 schrumpften auch ihre Portionen, und selbst Kartoffelgemüse ohne Fleisch galt als gutes Abendessen.

Auf den Bauerhöfen litt man sie scheinbar gut, manchmal brachte ihnen ein Kind oder eine Magd einen Suppenknochen. Große Rinderknochen waren das. Es schien, als ob man auf allen Höfen nur Rindfleisch zu Mittag kochte, aber ein paar Fasern Fleisch waren noch dran. Dann teilten sie brüderlich und rechneten genau aus, wem wie viel zusteht.

Einmal kam ein alter Bauer mit einem ganzen Topf Suppenknochen zu ihnen – die Männer in den besten Jahren waren alle Soldaten –, und fragte sie, was sie angestellt hatten, dass sie so jung in gestreifte Kleider gesteckt worden waren. Zuerst starrte man ihn verständnislos an, dann erklärte ihr Gefährte, der

Deutsch sprach: »Wir sind Juden!« Er fügte hinzu, dass sie weder Verbrecher noch politische Gefangene waren. »Sehen Sie das gelbe Dreieck auf unseren Kleidern? Das zeigt, dass wir Juden sind. Wäre da ein anderes, rotes Dreieck, würde das bedeuten, dass wir Politische sind, und ein grünes Dreieck würde bedeuten, wir sind Verbrecher.«

Der Bauer verstand die Erklärung nicht und verwechselte auch die Dreiecke. Er drängte sie zuzugeben, dass sie was geklaut hatten. Sie mussten doch einfach etwas angestellt haben, um ins Gefängnis zu kommen. Bald ließ er sie allein und schlurfte, den Topf in seiner Hand schwenkend, ins Haus zurück. Sofort brach ein Streit unter denen aus, die gerade den Mund frei hatten. War es möglich, dass der Bauer von den Soldaten, die bei ihm drin saßen, nicht gehört hatte, dass in dem etwa drei Kilometer entfernten Lager keine Verbrecher saßen? Obwohl es auch unter deutschen Kapos welche gab, die ein grünes Dreieck trugen. Und das Anfang April des vierten Kriegsjahres?

Der Bauer war dem Jungen den ganzen gestrigen Tag, an dem sie wirklich satt hinter den Zaun zurückkehrten, durch den Kopf gegangen. Aber jetzt lenkte er ihn nur ein paar Sekunden ab. Er begriff nicht, warum der Morgen noch nicht angebrochen war. Schon mindestens zum zehnten Mal meinte er zu hören, wie der Blockälteste die sicher verschlossene Tür seines Zimmers öffnete, um Brot holen zu gehen. Jetzt polterte es, die große Barackentür knarrte, und die Schuhe des Blockältesten klackten, als er aus seinem Zimmer kam. Wieder schien die Zeit stillzustehen. Dann hörte man wieder Knarren und das Schlagen der Zimmertür. Jetzt legte er das Kommissbrot auf den Tisch und teilte es in Portionen auf.



Normalerweise durfte niemand diese wichtige Handlung sehen – wie er mit einem langen Metzgermesser das feste, fast kaffeebraune Brot in Scheiben schnitt, das irgendwo außerhalb des Lagers, vielleicht in der benachbarten Stadt, gebacken wurde. Angeblich gab es in seinem Schrank auch eine Küchenwaage mit Kupferschalen, damit er von Zeit zu Zeit kontrollieren konnte, ob er die Scheiben gleich dick geschnitten hatte. Doch wahrscheinlich benutzte er diese Waage nie.

Die etwa 200 Gramm schweren Scheiben sahen vollkommen gleich aus, wenn aber jemand daran zweifelte, wagte er das nicht auszusprechen, weil der litauische Blockälteste einen langen harten Knüppel hatte. Auch der Junge fürchtete sich vor dem Knüppel. Als der Blockchef mit dem Brot, das sein untertäniger Günstling neben ihm in einem kleinen Korb trug, an sein Bett gelangte, machte er Zeichen, ihm auch die Portion des Polen zu geben, wie am Vortag.

Er wollte gerade vom Bett herunterklettern, als der Litauer zurückkam. Er fand es verdächtig, dass im Bett des Polen solche Stille herrschte und sich nichts bewegte, obwohl gewöhnlich, bis auf ein paar Gefangene, die sich mit Sparsamkeit quälten, alle ihre Tagesration schnell verschlangen.

Er trat auf den Rand des unteren Bettes und blickte in das Gesicht des spindeldürren Polen, mit dem er sich früher gut verstanden hatte. Er sah, dass er sich nicht bewegte. Dann kletterte er ganz hoch auf das Bett des Toten und fasste seine steife Hand an, dann den Hals.

»Wo ist seine Ration?«, fuhr er den Jungen an, der stotternd zu erklären versuchte, sein Nachbar habe sie noch aufgegessen.

»Der? Du verdammter Scheißkerl. Du ungarisches Schwein, du dreckiger Dieb, der ist doch schon seit Stunden tot!«, und neben dem Toten kniend verdrosch er ihn mit dem Gummiknüppel. Der Junge schützte seinen Kopf und das Gesicht mit dem Arm. Er versuchte sich wegzudrehen, damit nur sein Rücken die Schläge abbekam, beruhigte sich dabei aber mit verstörter Freude, dass sie gar nicht richtig wehtaten. Er wusste natürlich, wann und wo der Gummiknüppel seinen Kopf, die Schultern, die Ellenbogen vor dem Gesicht traf, aber er spürte keinen stärkeren Schmerz, als wenn er mit der Hand oder dem Gesicht zufällig gegen das Holz der Pritsche schlug. Innerlich kicherte er fast: »Der Idiot tobt hier, aber das Brot kann er mir nicht mehr wegnehmen. Das habe ich mir einverleibt!« Unterdessen setzte es Schläge. Endlich war der Litauer müde und kletterte runter, drohte ihm aber noch an, dass die Abrechnung weitergehen würde, wenn der Junge von der Arbeit zurückkäme. Als der Junge sich vor der Tür unter die Ausrückenden einreihete, neben seinen Bettgenossen von ganz unten, flüsterte der: »Du Rindvieh, weißt du nicht, dass ihm die Tagesration der Toten zusteht?«

Der Junge antwortete nicht. Er wollte nicht verraten, dass er keinen Schmerz gespürt und während der Schläge daran gedacht hatte, dass er am Abend beim Doktor, der ihn dort im Krankenhaus davon hatte abbringen wollen, hinauszugehen, versuchen würde, unter irgendeinem Vorwand wieder aufgenommen zu werden. Bis dahin musste er aber Brennesseln pflücken. Der Tag war noch recht lang.

